

ANNA-MARIA CASPARI

GINSTER HÖHE



ROMAN

ullstein 

Anna-Maria Caspari

GINSTERHÖHE

ANNA-MARIA CASPARI

GINSTER- HÖHE

Roman

Ullstein

Besuchen Sie uns im Internet:
www.ullstein.de

Wir verpflichten uns zu Nachhaltigkeit



- Klimaneutrales Produkt
- Papiere aus nachhaltiger
Waldwirtschaft und anderen
kontrollierten Quellen
- ullstein.de/nachhaltigkeit



Originalausgabe im Ullstein Paperback

1. Auflage Januar 2023

2. Auflage 2023

© Ullstein Buchverlage GmbH, Berlin 2023

Umschlaggestaltung: bürosüd° GmbH, München

Titelabbildung: © Georg May

Satz: LVD GmbH, Berlin

Gesetzt aus der ITC Berkeley Oldstyle

Druck und Bindearbeiten: CPI books GmbH, Leck

ISBN 978-3-86493-202-1

Für Tim, Max und Julius



»Wir sind da zu Hause, wo wir alle zusammen sind.
Aber das ist nicht unsere Heimat.
Die Heimat war in Wollseifen.«

Wilhelm Sistig

Teil I



1919–1928

Es war bitterkalt, als Albert aus dem Bahnhofsgebäude trat. Er fröstelte sogar in dem warmen Militärmantel, den er aus der Kleidersammlung des Lazarets bekommen hatte. Das Pferdefuhrwerk stand direkt vor dem Haupteingang, auf dem Kutschbock saß dick vermummt der Vater. Wie immer hatte er die gebogene Meerschaumpfeife im Mundwinkel hängen. Er stopfte sie nur einmal in der Woche, wenn er nach der Messe zum Frühschoppen in die Wirtschaft ging. Den Rest der Woche trug er sie wie ein Kleidungsstück. Als Kind hatte Albert immer geglaubt, sie sei im Mundwinkel des Vaters festgewachsen und er könne sie gar nicht herausnehmen, selbst wenn er wollte.

Der Vater machte keine Anstalten, herunterzusteigen und dem Sohn entgegenzugehen. Er nickte Albert nur zu und sagte: »Da bist du ja, Junge!«

Er hatte noch nie viele Worte gemacht, aber Albert wusste auch so, wie froh er war, seinen einzigen Sohn wiederzuhaben. Er warf seinen Koffer hinten auf den Wagen und kletterte zum Vater auf den Kutschbock. Sorgfältig achtete er darauf, ihm nur die heile Hälfte seines Gesichts zuzuwenden, aber der Vater schaute ihn sowieso nicht richtig an. Er warf ihm lediglich einen kurzen Blick von der Seite zu und murmelte: »Gott sei Dank, du hast noch alle Gliedmaßen. Breuers Jüpp sind die Füße abgefroren, der sitzt im Rollstuhl. Na ja, Korbflechten kann er noch. Nellessens Schäng ist auch wieder da, zu nix mehr zu gebrauchen. Der hat es an die Nerven gekriegt. Kriegs-

zittern, sagen sie. Er geht jetzt nach Schleiden in so eine Versehrten-Werkstatt.«

Solche Fälle hatte Albert im Lazarett auch erlebt. Äußerlich waren sie unversehrt, aber seelisch hatten die Erlebnisse an der Front tiefe Wunden geschlagen. Erfrierungen oder Amputationen waren keine Seltenheit. Die Leute hatten manchmal tagelang bis zu den Knien im eisigen Schlammwasser gestanden.

Jetzt warf ihm sein Vater doch noch einen längeren Blick zu. »Du musst nur ein bisschen was auf die Rippen kriegen, dann geht das schon. Ich bin froh, dass du lebst. Wird Zeit, dass du den Hof wieder übernimmst.«

Albert nickte und zog sich die Mütze noch ein wenig tiefer in die Stirn. »Ja, ja, mach dir keine Sorgen«, sagte er betont munter. »Anpacken kann ich wie früher.«

Früher – das schien eine Ewigkeit her. Vor dem Krieg, vor dem Entsetzen, dem Grauen, dem Tod, den Schmerzen. Albert spürte, wie ihm Tränen die Kehle zuschnürten. Das passierte ihm jetzt häufiger. Er war nie wehleidig gewesen, und er konnte sich nicht erinnern, jemals geweint zu haben. So etwas tat ein Junge nicht, ein Mann schon gar nicht. Aber seitdem die Granate ihm den besten Freund genommen und ihm das Gesicht zerfetzt hatte, kamen die Tränen manchmal ohne sein Zutun.

Schweigend fuhren sie weiter. Albert wagte es nicht, den Vater anzusehen. Die Hochebene, die im Sommer gelb von blühendem Ginster war, lag grau und struppig unter den tief hängenden Wolken.

Sie fuhren am Walberhof vorbei, der wie verlassen dalag. Nichts zeugte davon, dass hier überhaupt jemand wohnte. Aber der Pächter, Adam Stinnes, hatte schon vor dem Krieg das Arbeiten nicht erfunden. Wie oft er auf dem Feld seinen Rausch ausgeschlafen hatte, konnte man im Dorf gar nicht mehr zäh-

len. Es war ein Wunder, dass er die Pacht all die Jahre behalten hatte, dachte Albert.

Ein Stück weiter lag auf der rechten Seite der Feltenhof. Zwei Pferde, mit Decken über dem Rücken, standen auf einer der weitläufigen Weiden hinter dem Gebäude. Sie hoben die Köpfe, als der Wagen vorbeirumpelte, und eines der Tiere wieherte. Um etwas zu sagen, deutete Albert auf das Kaltblut vor dem Wagen und fragte: »Haben sie euch die Pferde gelassen?«

Der Vater schüttelte den Kopf. »Nein, nur den Jupp, weil der schon so alt ist.« Er nickte zu dem schweren braunen Ackergaul hin, der den Wagen zog. »Die anderen beiden haben sie an die Front geschickt. Ich weiß nicht, was mit ihnen ist. Zurückschicken werden sie sie mir wohl nicht mehr. Und Entschädigung hat's auch nicht dafür gegeben.«

Albert nickte. Er hatte keine andere Antwort erwartet. Für ihn als Bauernsohn war es besonders schlimm gewesen, mit ansehen zu müssen, wie die Pferde massenhaft auf den Schlachtfeldern ums Leben gekommen waren. Die Bilder der Tiere, die oft noch stundenlang hatten leiden müssen, bis sie schließlich qualvoll verendet waren, verfolgten ihn bis in seine Träume.

»Am schlimmsten hat es die Gräfin erwischt«, fuhr der Vater fort und nickte in Richtung Feltenhof. »Bei ihr haben sie über die Hälfte aller Pferde weggeholt. Sie sagt, die Summe, die sie ihr dafür bezahlt haben, ist lächerlich. Davon kann sie noch nicht einmal das Futter für die Tiere bezahlen, die ihr geblieben sind. Aber sie schlägt sich tapfer.«

Marie Felten verdankte ihren Beinamen »die Gräfin« einer abfälligen Bemerkung ihres Schwiegervaters, der die Wahl seines Sohnes immer als Fehlgriff betrachtet hatte. Seit dem Unfalltod ihres Mannes vor sechs Jahren bewirtschaftete sie den Feltenhof ganz allein und hatte neben dem landwirtschaftlichen Betrieb sogar eine Pferdezucht aufgebaut, die sich trotz

der Einschränkungen durch den Krieg recht erfolgreich entwickelt hatte.

Albert schwieg. Die Kälte biss in die gerade erst verheilten Wunden. Wulstig und rot verliefen die Narben durch sein Gesicht. Der Heilungsprozess war schwierig gewesen, ständig hatte er Schmerzen gehabt, und einige Wunden hatten sich immer wieder entzündet und geeitert.

Er zog seinen Schal höher, damit die kalte Luft nicht durch die offene Stelle am Mund ziehen konnte. Der Arzt im Lazarett in Aachen hatte ihm geraten, sich zur weiteren Wiederherstellung in der Universitätsklinik in Bonn behandeln zu lassen. »Dort gibt es einen hervorragenden Chirurgen, Professor Siegburger, der sich einen Namen vor allem in der Wiederherstellung von Gesichtern gemacht hat«, hatte er gesagt. »Sie sollten sich auf jeden Fall wegen möglicher Komplikationen bei ihm vorstellen. Ich gebe Ihnen einen Brief für den geschätzten Kollegen mit.« Albert hatte den Brief stumm eingesteckt. Wochenlang hatte er gar nicht gewusst, wie schwer seine Verletzungen waren, und als ihm dann zum ersten Mal ein Spiegel gereicht worden war, hatte ihn der Anblick seines zerfetzten Gesichts in einen Schockzustand versetzt, der immer noch andauerte. Im Nachhinein war er froh darüber, dass Bertha ihn nicht im Lazarett besucht hatte. Wie würde sie wohl reagieren, wenn sie ihn sah? Er fürchtete sich vor dem Moment.

Da war schon die kleine Kapelle am Wegrand. Jetzt war es nicht mehr weit. Hier hatte die Mutter bei der Jungfrau Maria noch eine Kerze angezündet und für ihn gebetet, als er eingezogen worden war.

»Wie geht es Leni und der Kleinen?«, fragte er mit rauer Stimme.

Der Vater zuckte mit den Schultern. »Ich weiß nicht. Ich hab sie nur mal kurz auf der Straße gesehen. Da musst du die Frauen fragen.«

»Wohnt sie denn nicht mehr bei uns?«

»Sie ist mit dem Kind in die Schule gezogen. Wir hatten doch Einquartierung, und da wollte sie uns wohl nicht länger zur Last fallen. Aber genau weiß ich's auch nicht, warum sie ausgezogen ist. Frag die Mutter.«

Er verlor kein Wort über Hennes. Und Albert ahnte, dass der Vater, vielleicht instinktiv, gar nichts wissen wollte von den Schrecken und Qualen in den Schützengräben. Und wozu sollte er sich schildern lassen, wie der beste Freund des Sohnes ums Leben gekommen war? Das machte ihn ja auch nicht mehr lebendig.

»Habt ihr denn wieder einen neuen Schmied?«, fragte Albert, als die Schmiede zu sehen war. Seine Stimme war auf einmal so rau, dass sie ihm ganz fremd vorkam.

Wie immer, wenn er an Hennes dachte, wurde ihm die Kehle eng. Er blickte über die graue, in Kälte erstarrte Landschaft und auf die Häuser rechts und links vom Weg. Wie oft hatte er in den langen Nächten im Schützengraben davon geträumt, endlich wieder zu Hause zu sein und seine Familie wiederzusehen.

»Ja, seit einem Monat. Er war auch an der Front, aber er hat den Krieg heil überstanden. Es muss ja weitergehen«, meinte der Vater. Er überlegte kurz, dann fügte er hinzu: »Netter Kerl, der Hermann Schlösser. Kommt aus der Nähe von Düren. Hatte gerade seinen Meister gemacht, bevor er eingezogen wurde. Jetzt ist er seit zwei Monaten hier, und er hat gleich seine ganze Familie mitgebracht, Frau und vier Kinder. Ich glaub, das fünfte ist unterwegs.« Der Vater warf einen Blick auf das verputzte Steinhaus, an dem sie vorbeifuhren, und hob grüßend die Hand. »Könnte vielleicht ein bisschen eng werden für so viel Leute. Aber er kann ja anbauen, Platz ist genug. Und sein Auskommen hat er auch. Im Krieg ist viel liegen geblieben, und er hat wahrhaftig genug zu tun.«

Albert vergrub sich noch tiefer in seinem Schal. Er hatte schon von Weitem gesehen, dass in der Schmiede Betrieb herrschte.

Auch beim Stellmacher nebenan wurde gearbeitet, aber niemand dort schenkte ihnen Beachtung. Aus dem Augenwinkel sah er den Rücken von Quirin Schütze, der wegen seiner massigen Gestalt von allen nur »dr Dek«, der Dicke, genannt wurde. Auch er war mit Albert in die Schule gegangen, aber Freunde waren sie nie gewesen. Offenbar hatte ihm der Krieg nichts anhaben können. »Der ist noch nicht lange wieder da«, sagte der Vater. »Er hat gleich die Werkstatt aufgemacht und losgeschafft. Zum Glück, war ja doch einiges kaputtgegangen.«

Hinter einer Baumgruppe kamen weitere Häuser in Sicht. Sie fuhren in die Senke hinunter, und Albert merkte auf einmal, wie sehr ihm das alles gefehlt hatte. Jetzt erst hatte er wirklich das Gefühl, nach Hause zu kommen. Als der Wagen am Waschplatz vorbeirumpelte, atmete er tief auf. Verstohlen ließ er den Blick wandern. Hier sieht alles so aus wie immer, dachte er. Als ob der Krieg nie stattgefunden hätte. Dabei wusste er doch, dass auch an diesem abgelegenen Flecken der Krieg nicht spurlos vorbeigegangen war. Männer waren gefallen oder verwundet worden. Truppen waren durch die Dörfer gezogen, hatten Tiere und Lebensmittel requiriert. Soldaten hatten in den Bauernhäusern Quartier bezogen. Aber davon sah man jetzt nichts mehr. Fachwerkhäuser, eng geduckt und strohgedeckt, säumten die Dorfstraße, die hier in Richtung Kirche anstieg, ab und zu ein größeres verputztes Steinhaus. Alles wirkte friedlich, unangetastet, eben wie immer. Alberts Gesichtsfeld war eingeschränkt, da er das linke Auge verloren hatte. Mittlerweile hatte er sich daran gewöhnt, alles nur mit einem Auge zu sehen, aber er hätte den Kopf heben und drehen müssen, um sich offen umzuschauen, und das traute er sich nicht. Ihr Hof

lag noch ein Stück weiter nach der Mitte des Dorfes, wo der Weg zur Wollseifener Bucht abbog, und noch war er nicht darauf vorbereitet, auf andere Leute als auf seine Familie zu treffen.

Sie fuhren am Haus von Nellessens Schäng vorbei, ein kleiner spitzgiebliger Fachwerkbau mit Strohdach. Eine dünne Rauchsäule stieg aus dem Schornstein in den grauen Himmel. Die Obstbäume in dem weitläufigen Gemüsegarten reckten schwarz ihre kahlen Äste. Am hinteren Ende des Grundstücks stand der Ziegenstall. Der Schuhmacher hatte vor dem Krieg Gemeindegelände bewirtschaften müssen, weil er kein eigenes Land hatte, und die siebenköpfige Familie hatte schon damals größtenteils von dem gelebt, was der Garten hergab. Jetzt musste Schängs Frau zusehen, wie sie alleine klarkam. Und dazu noch die Belastung mit dem nervenkranken Mann. Hoffentlich halfen ihr wenigstens die großen Söhne ein bisschen. Der Älteste musste jetzt auch schon acht oder neun sein.

Zum Glück kann ich wenigstens noch arbeiten, dachte Albert. Nicht auszudenken, wenn ich zu nichts mehr nütze wäre ... Gerade fuhren sie am Haus des Schreiners vorbei. Das hohe Windrad in seinem Garten drehte sich klappernd. Albert senkte den Kopf noch ein bisschen tiefer. Er hatte zwar nichts gegen Döres, aber er hatte auch keine Lust, jetzt auf ihn zu treffen. Am liebsten wollte er überhaupt niemanden sehen. Zum Glück fuhr der Vater so zügig die Dorfstraße entlang, dass er die wenigen Leute, die bei dieser Kälte auf der Straße waren und die Hand hoben, um ihm einen Willkommensgruß zuzurufen, nur undeutlich wahrnahm. Die meisten waren um diese Uhrzeit sowieso zu Hause, und da die Lichter noch nicht an waren, sah man nur am Rauch aus den Schornsteinen, dass die Häuser bewohnt waren.

Jetzt fuhren sie an der Schule vorbei. Über den Klassenzim-

mern wohnte der Lehrer, und Albert riskierte doch einen ver-
stohlenen Blick nach rechts. Vielleicht war ja Leni draußen.
Aber sie war nirgendwo zu sehen. Erleichtert ließ Albert den
Kopf sinken.

Die Kirche, an die sich der alte Friedhof anschloss, lag nicht
weit vom Schulgebäude entfernt auf einem kleinen Hügel. Auf
der gegenüberliegenden Seite stand das Pfarrhaus, eines der
schönsten Häuser im Dorf. Der Putz war in den Kriegsjahren
ein wenig abgeblättert, aber die doppelflügelige Eichentür sah
aus wie neu.

»Müsste auch mal wieder ein bisschen hergerichtet werden«,
brummte der Vater und wies mit dem Kinn auf das Gebäude.

»Hmmh«, sagte Albert. »Geht doch noch. So schlimm finde
ich es nicht.«

Jetzt noch vorbei an dem kleinen Fachwerkanbau der Witwe
Breuer, der sich windschief und altersschwach an das Haus
ihres Sohnes anlehnte.

»Trudchen geht's nicht gut«, sagte der Vater. »Sie liegt schon
seit vier Wochen schwer mit einem bösen Husten darnieder.
Die macht's nicht mehr lang, ich sag's dir. Und dann noch das
Elend mit dem Jüpp.«

Albert antwortete nicht. Jetzt kam auf der anderen Straßen-
seite der Hof in Sicht, und seine Anspannung nahm zu.

Als sie in ihre Einfahrt einbogen, ging die Hintertür des stroh-
gedeckten Fachwerkhauses auf, und die Mutter kam heraus-
gelaufen. Offensichtlich hatten sie schon auf sie gewartet. Dicht
hinter ihr kam Bertha, an deren Schürze sich der kleine Karl
klammerte. Hedwig blieb auf der Schwelle stehen.

Was war der Junge groß geworden! Ja, natürlich, er war ja
schon bald ein Schulkind! Als er letztes Jahr für eine Woche auf
Heimaturlaub gewesen war, war der Fünfjährige ihm zutraulich
auf den Schoß gekrabbelt, obwohl er doch seinen Vater kaum

gekannt hatte. O Gott, der Junge würde sich zu Tode erschrecken, wenn er ihn so sah. Unwillkürlich hielt Albert die Hand vor die versehrte Gesichtshälfte.

Umständlich stieg er ab und trat auf seine Familie zu.

»Junge, dass du wieder da bist! Endlich bist du wieder da«, sagte die Mutter und ergriff seine Hände. Als sie ihn anschaute, fing sie an zu weinen. Albert wandte verlegen den Kopf ab.

Auch Bertha trat auf ihn zu. Als sie ihn erblickte, weiteten sich ihre Pupillen. Ihre blauen Augen wurden ganz dunkel, und sie atmete zitternd ein. Mit unverhülltem Entsetzen sah sie ihn an. »Guten Tag, Albert«, sagte sie mit erstickter Stimme. Er wollte sie umarmen, aber sie wich erschrocken zurück. Dabei wäre sie fast über den Jungen gestolpert, der sich eng an sie drückte.

»Bist du der Butzemann?«, fragte Karl, aber bevor Albert antworten konnte, hatte Bertha sich schon abgewandt und ihn mit sich fortgezogen.

»Lass ihr Zeit«, sagte der Vater, der ebenfalls vom Kutschbock gestiegen war und den Koffer herunterholte. »Sie wird sich dran gewöhnen. Wir sind froh, dass du wieder da bist. Es war zu viel für uns ohne Bauer.«

Hedwig, Berthas ein Jahr ältere Schwester, trat ebenfalls auf den Schwager zu. »Willkommen daheim, Albert!«, sagte sie steif. Ihr Blick glitt forschend über sein Gesicht, dann presste sie die Lippen zusammen. »Ich hätte was dafür gegeben, wenn Heinrich zu mir zurückgekommen wäre, auch so«, sagte sie wie zu sich selbst. Heinrich, ihr Verlobter, war im Herbst 1916 vor Verdun gefallen. Seitdem lebte sie bei ihnen im Haus und half, wo sie nur konnte.

Albert streckte die Hand aus, um ihr die Schulter zu tätscheln, aber sie drehte sich ebenfalls um und ging ins Haus.

Die Frauen hatten ein großes Festmahl zu seiner Heimkehr zubereitet, aber Albert drängte es, zu Leni zu gehen. Nach dem frostigen Empfang wollte er jetzt alles so schnell wie möglich hinter sich bringen. Er hatte auf einmal das Gefühl, keinen Bissen herunterzubringen, bevor er nicht mit der Verlobten seines Freundes geredet hatte.

»Junge, jetzt bleib doch erst einmal hier und iss«, sagte die Mutter, aber er hatte keine Ruhe. Die Mutter hatte ihm noch einmal bestätigt, dass Leni ausgezogen war und jetzt dem Lehrer den Haushalt führte.

»Das war keine Wirtschaft für Lehrer Faßbender«, hatte sie gesagt. »Er musste sich um alles alleine kümmern, seit seine Frau tot ist. Und Leni musste irgendwo unterkommen, als Hennes gefallen war. Auf Dauer hätte sie bei uns sowieso nicht bleiben können, sie muss ja auch an ihr Kind denken.«

Albert nickte stumm. Leni war ein tüchtiges Mädchen, und es hatte sie bestimmt gequält, nach Hennes' Tod nichts mehr zu seinem Haushalt beitragen zu können.

»Und ihr Kind hat sie mitgenommen?«, fragte er die Mutter. »Hättest du es nicht besser hierbehalten? Das wäre doch leichter für sie gewesen.«

Nach dem letzten Heimaturlaub hatte Leni ein Kind von Hennes erwartet. Durch die Briefe, die die beiden sich regelmäßig geschrieben hatten, hatte Hennes davon noch erfahren, aber er war gestorben, bevor das Kind, ein kleines Mädchen, auf die Welt gekommen war.

»Das hätte ich gerne getan«, entgegnete die Mutter. »Aber sie wollte die Hildegard unbedingt bei sich haben. Ein Kind gehört zu seiner Mutter, hat sie gesagt. Der Lehrer hatte nichts dagegen. Zu Hennes' Eltern konnte sie nicht gehen. Die Magers haben viel zu viele Mäuler zu stopfen. Und sie haben ja selber nichts.«

Das stimmte. Hennes stammte aus einer Tagelöhner-Familie in Herhahn. Schon mit zehn Jahren war er zum alten Schmied in Wollseifen gekommen. Er hatte ihn fast wie einen Sohn behandelt, ließ ihn sogar zur Schule gehen, und bei ihm lernte Hennes auch das Handwerk. Leni war im Waisenhaus in Kall aufgewachsen, und als sie mit vierzehn die Schule abgeschlossen hatte, musste sie in Stellung gehen, weil sie im Waisenhaus nicht mehr bleiben konnte. So kam sie zu Medizinalrat Schröder in Kall in den Haushalt. Dort begegnete sie Hennes, der damals, nicht ganz ohne Hintergedanken, mit der Köchin von Schröders poussierte. Mit gutem Essen hatte man ihn immer schon locken können. Aber dann sah er Leni das erste Mal, und innerhalb von Sekunden wurde aus dem unbeschwerten Charmeur ein schwer verliebter Mann. Als er dann Soldat wurde, hatten sie sich kurz vorher noch verlobt, und Albert hatte Hennes angeboten, dass seine Braut in der Obhut seiner Frau und seiner Eltern bleiben konnte, bis der Krieg vorbei war und sie beide wieder zu Hause waren.

Jetzt stand Albert mit gesenktem Kopf vor Leni im Flur des Schulhauses. Jeden Nachmittag, wenn der Lehrer oben in seiner Wohnung Arbeiten korrigierte, machte sie die Klassenzimmer sauber, die zu beiden Seiten des Flurs lagen. Auch er war früher in diese Schule gegangen. In den beiden Räumen wurden jeweils vier Klassen unterrichtet, links die Klassen eins bis vier, rechts die Klassen fünf bis acht. Der Lehrer damals hatte Nette geheißen, war aber seinem Namen nicht gerecht geworden. Albert zuckte heute noch zusammen, wenn er daran dachte, wie oft Lehrer Nette ihn verprügelt oder ihm mit dem Lineal auf die Finger geschlagen hatte, weil er mal wieder un aufmerksam gewesen war und lieber draußen herumgelaufen wäre, als in der Schule zu sitzen. Der Unterricht machte ihm keinen Spaß, und er ertrug ihn nur, weil man auch als Bauer

lesen, schreiben und rechnen können sollte. Als ab der fünften Klasse dann Hennes neben ihm in der Bank gesessen hatte, war alles leichter geworden. Seiner fröhlichen, offenen Art hatte auch der griesgrämige Lehrer Nette nicht widerstehen können, und Albert hatte sich von da an morgens schon auf die Schule gefreut.

»Albert, bist du wieder da«, sagte Leni freundlich, als er vor ihr stand. »Wie geht es dir denn?« Ihr Blick lag offen auf ihm, und Albert ging durch den Kopf, dass sie, sah man einmal vom Vater ab, die Erste und Einzige war, die ihn nicht entsetzt anstarrte, als wäre er ein Ungeheuer. Sie trocknete sich die Hände an der Kittelschürze ab und trat auf ihn zu. Er hätte sie gerne umarmt, aber das war nicht schicklich. So gab er ihr nur förmlich die Hand.

»Es geht schon, danke. Der Vater hat mich vorhin vom Bahnhof in Gemünd abgeholt«, sagte er mit seiner undeutlichen Nuschelstimme, die er so hasste. »Ich wollte dir nur schnell was vorbeibringen.« Umständlich kramte er in seiner Jackentasche. »Ich ... ich ... sie haben mir im Lazarett ein paar Sachen von Hennes gegeben«, stotterte er. »Ich dachte, du willst sie vielleicht als Erinnerung behalten.« Er zog Hennes' Taschenuhr und seinen silbernen Drehbleistift, mit dem er immer seine Briefe an Leni geschrieben hatte, aus der Tasche. »Die Uhr, die ist stehen geblieben, als die ... als er ...«

Leni hing angstvoll an seinen Lippen. Sie atmete tief ein, dann vervollständigte sie seinen Satz und sagte: »Sie ist stehen geblieben, als er gestorben ist, oder?«

Albert nickte und reichte ihr die Andenken. »Ich weiß nicht, ob sie noch geht«, sagte er unglücklich. »Der Bleistift, damit hat er dir die Briefe geschrieben. Er hat mir erzählt, dass du ihn ihm geschenkt hast, als wir weggegangen sind.«

Leni stand bewegungslos da und betrachtete die Uhr und den

Stift. Dann seufzte sie auf. »Er sollte mir jeden Tag schreiben«, sagte sie. »Und das hat er auch getan. Ich hab alle seine Briefe aufgehoben. Willst du mit nach oben kommen? Lehrer Faßbender hat bestimmt nichts dagegen, wenn ich dir einen Kaffee koche. Ich will hören, wie es passiert ist. Du sollst mir alles erzählen. Und du musst ja auch Hildegard kennenlernen. Sie ist oben in der Wohnung.«

In Albert stieg es heiß auf. Hastig schüttelte er den Kopf. »Nein, heute geht es leider nicht. Ich wollte dir nur schnell die Sachen vorbeibringen, aber jetzt muss ich wieder nach Hause. Sie haben ein Festessen für mich vorbereitet. Willst du nicht auch kommen? Du kannst doch die Kleine mitbringen. Die Mutter würde sich bestimmt freuen.«

Leni schüttelte den Kopf. »Nein, danke für die Einladung. Aber ...« Sie stockte. »Ich ... ich kann das nicht. Sie freuen sich doch, dich wiederzusehen, und ich säße nur traurig daneben. Das musst du verstehen. Ich will dir nicht deinen Empfang verderben.«

Albert seufzte. »Ja, ich versteh schon. Ich ... ich komme dann einfach ein andermal wieder.«

»Ja, ist gut«, erwiderte sie. »Du weißt ja, du bist mir jederzeit willkommen.« Und dann tat sie etwas Unerwartetes. Mit einer scheuen Geste legte sie die Hand auf seine wulstige Gesichtshälfte. »Tut es sehr weh?«, fragte sie.

»Nein«, stieß Albert hervor. Erschreckt bemerkte er, wie ihm schon wieder Tränen in die Augen traten, und er wandte den Kopf ab. Auf keinen Fall wollte er, dass Leni ihn weinen sah. »Ich muss jetzt gehen, Leni. Auf Wiedersehen!«

Durchs Dorf zurück rannte er, obwohl die Straße hier bergauf ging. Nur keinem begegnen, keinen ansehen müssen. In seiner Hast wäre er beinahe auf einer zugefrorenen Pfütze ausge-

rutscht. Völlig außer Atem und verschwitzt kam er zu Hause an.

»Junge«, sagte die Mutter, die vor dem Haus nach ihm Ausschau gehalten hatte. Er sah erst jetzt, wie klein sie geworden war. Und so alt. Zusammengeschrumpft und gebeugt stand sie in ihrem schwarzen Festtagskleid, das sie wohl nur ihm zu Ehren angezogen hatte, vor ihm. »Du darfst dich nicht so anstrengen. Du bist doch noch nicht gesund. Das mit Leni hätte auch Zeit bis morgen gehabt. Komm jetzt essen.«

Kurz legte er ihr die Hand an die Schulter. Zärtlichkeiten waren bei ihnen nicht üblich, aber mittlerweile war ja sowieso alles anders.

»Ist schon gut, Mutter«, sagte er liebevoll, hielt sich aber dabei die andere Hand vor den Mund, damit sie nicht auf das Loch blicken musste, aus dem beim Sprechen manchmal der Speichel rann. Reiß dich zusammen, dachte er. Sei froh, dass sie dich nicht im Sarg nach Hause gebracht haben. Alles andere richtet sich schon von selbst.

*Aus den Aufzeichnungen
von Martin Faßbender, Lehrer in Wollseifen*

6. Februar 1919



Grauer, kalter Tag. Harter Frost. Der scharfe Wind dringt durch Mark und Bein. Seit Elisabeth nicht mehr ist, kriecht mir die Kälte noch mehr in die Glieder als früher. Jetzt ist sie schon ein halbes Jahr tot. Ich hatte nie im Leben damit gerechnet, dass sie so schnell von mir genommen wird, aber es hat nur wenige Monate gedauert, bis sie in meinen Armen gestorben ist. Sie hat das Ende des Krieges nicht mehr erlebt, und ich bin nun allein. Zum Glück konnte ich Leni als Haushälterin gewinnen. Das arme Ding weiß ja auch nicht mehr, was werden soll, seit ihr Verlobter gefallen ist. Sie ist angenehm im Umgang, tatkräftig und freundlich, und wenn ich nicht schon so alt wäre, würde ich ihr wahrscheinlich einen Antrag machen, auch wenn oder gerade weil sie ein uneheliches Kind hat. Aber nun ja, ich alter Esel ... Ich wünsche ihr, dass sie eines Tages wieder glücklich wird, aber vorläufig bin ich erst einmal ganz selbstsüchtig froh darüber, so eine großartige Hilfe in Haus und Garten zu haben.

7. Februar 1919



Gestern war nun die Eröffnung der Nationalversammlung in Weimar. Mit dem Krieg ist auch das deutsche Kaiserreich zu Ende gegangen, und es stellt sich die Frage, ob jetzt eine bessere Zeit

anbricht. Auch wenn es vielleicht unangebracht ist, aber mir tut Kaiser Wilhelm II. mit seinem verkrüppelten Arm ein wenig leid. Wie ein geprügelter Hund ist er in die Niederlande geflohen. Wir haben im Kaiserreich doch glanzvolle Zeiten erlebt, man denke nur an die Erfolge deutscher Wissenschaftler. Andererseits ist nach diesem großen Krieg Erneuerung angebracht, und wir sollten mit Zuversicht in die Zukunft schauen.

Hier im Dorf kommt so langsam alles wieder in Tritt, und wenn man sieht, wie geschäftig alle ihrem Alltag nachgehen, sollte man beinahe meinen, das Kriegsgeschehen sei nur ein böser Traum gewesen. Aber es hat leider auch in Wollseifen großen Schaden angerichtet, denkt man allein an all die Tiere, die beschlagnahmt wurden, an die durchziehenden Soldaten, die hier gewohnt haben und verpflegt werden mussten, an die armen Frauen, die die Arbeit ohne Hilfe ihrer Männer allein bewältigen mussten. Vielen Häusern sieht man an, dass lange nichts mehr gerichtet worden ist, und es ist jetzt wirklich an der Zeit, dass alles wieder seinen Gang geht.

12. Februar 1919



Gestern ist in Berlin Friedrich Ebert zum Reichskanzler gewählt worden. Die Monarchie ist tot, der Kaiser hat abgedankt, und wir werden jetzt abwarten müssen, wie die neue Republik funktioniert. Gleichzeitig laufen in Versailles die Verhandlungen zum Friedensvertrag. Was auch immer sie uns aufbürden, wir werden es schlucken müssen. Die Auswirkungen werden wohl auch in Wollseifen spürbar sein. Wir liegen hier so dicht an Belgien, da können Konsequenzen nicht ausbleiben.

Ach, es ist jetzt genug mit den finsternen Gedanken zur Nacht. Ich kann ja doch nichts ändern. Morgen ist ein neuer Tag. Wir werden sehen, was er bringt.

2



Nachts war es besonders schlimm. Wenn er schlief, dann durchlebte er unweigerlich noch einmal die letzten Momente im Schützengraben, die sich ihm auf ewig eingebrannt hatten.

Die feuchte Kälte, die den gesamten Körper erfüllte, und dann plötzlich der Knall der Detonation, Hennes, der vor ihm stand, der brennende Schmerz am Kopf und dann nur noch Dunkelheit. An diesem Punkt fuhr er immer aus dem Schlaf auf. Sein Herz pochte heftig, und noch im Halbschlaf tastete er sein Gesicht ab. Vielleicht war es ja doch nur ein böser Traum gewesen. Aber immer wieder stießen seine Finger auf die unebene, wulstige Haut, die sich über die eine Hälfte seines Gesichts zog.

Neben ihm atmete Bertha leise und gleichmäßig. Er war froh, dass sie wieder bei ihm schlief, wenn auch abgewandt und am äußersten Bettrand. Er brauchte die Nähe ihres warmen Körpers. Wie oft hatte er im Schützengraben bis zu den Knien im eiskalten Matsch gestanden und sich nach Hause in die Arme seiner jungen Frau geträumt. Anders hätte er es nicht ausgehalten. Jetzt regte sie sich leise im Schlaf, murmelte etwas und drehte sich zu ihm. Er sehnte sich danach, sie zu streicheln, aber das verwehrte sie ihm noch. Die ersten Wochen hatte sie nicht einmal bei ihm in dem großen eichenen Ehebett schlafen wollen, so sehr hatte sein Anblick sie geekelt. Er konnte es ihr nicht verdenken. Er ertrug es ja selber kaum, bei der morgendlichen Rasur in den Spiegel an der Waschkommode zu blicken.

Am liebsten wäre ihm gewesen, wenn der Bart alle Narben überwuchert hätte, aber auf der verwundeten Gesichtshälfte wuchs kein Haar mehr, und so musste er sich rasieren, wenn er nicht umso mehr wie ein Ungeheuer aussehen wollte.

Irgendwann hatte die Mutter ein ernstes Wort mit ihr geredet, und schließlich hatte Bertha nachgegeben und war eines Abends wieder im Eheschlafzimmer aufgetaucht. Aber ein Gesicht hatte sie dabei gemacht, als ob sie zur Schlachtbank geführt würde. Es wurmte Albert, dass er gar nicht mehr an sie herankam und dass die Mutter sich hatte einmischen müssen, aber letztlich war er froh, dass alles wieder seinen geordneten Gang ging. So viel Platz war nicht in dem strohgedeckten Fachwerkhaus, und keiner von ihnen wollte, dass die Leute redeten. Es war schon alles schlimm genug. Als er sie jedoch hatte berühren wollen, hatte sie sich weggedreht und mit erstickter Stimme gesagt: »Lass! Ich kann nicht.«

Es gab sicher Männer, die sich ihr Recht nahmen, das war Albert klar. Aber so war er nicht. Er wusste ja, wie er aussah, und tief im Innern konnte er es Berta nicht übel nehmen, dass sie sich ihm verweigerte, auch wenn es ihn quälte und er nächtelang wach lag.

Hinter dem hohen Fußteil des Bettes stand Karls Bett. Albert wurde es warm ums Herz, als er an seinen kleinen Jungen dachte. In den ersten Tagen nach seiner Heimkehr aus dem Lazarett hatte auch der Sechsjährige ihn mit großen, erschreckten Augen angeschaut und sich hinter seiner Mutter versteckt. Aber schon bald war er immer häufiger freiwillig zu ihm gekommen, und eines Tages schließlich hatte er ihn schüchtern am Ärmel gezupft und gefragt: »Tut dein Gesicht weh?«

»Nein, jetzt nicht mehr«, hatte Albert geantwortet. »Fürchtest du dich denn davor?«

Karl hatte nur stumm den Kopf geschüttelt und sich enger an

Albert gedrückt, als dieser ihm über die Haare gestrichen hatte. Seitdem gingen sie ganz unbefangen miteinander um. Die Zuneigung des Kindes, das seinen Vater sichtlich vermisst hatte, tat Albert gut, und er hoffte, dass nach und nach auch die Erwachsenen schafften, was der Junge ihnen vorlebte.

Es war noch dunkel, als er aufstand. Bertha war schon ein wenig länger auf den Beinen. Jeden Morgen um fünf verlangten die Kühe ihr Recht, und ihre erste Aufgabe war das morgendliche Melken.

Albert, der in Hemd, langer Unterhose und Socken geschlafen hatte, zog sich die Arbeitshose über und schlüpfte in die Stiefel, die vor der Zimmertür standen. Als er aus der Küchentür trat, schlug ihm ein Schwall kalter, feuchter Luft entgegen. Der Hof war schlammig, und aus dem Misthaufen vor dem Küchenfenster stiegen weiße Schwaden auf. Der Frühling kam dieses Jahr besonders spät. Die Narben in seinem Gesicht brannten in der Kälte, und seine Zähne schmerzten von der kalten Luft, die durch das Loch in seiner Wange drang.

An der Stallecke blieb er stehen und erleichterte sich erst einmal. Schon lange vor dem Krieg hatte er mit dem Vater ein Plumpsklo hinter dem Hof gebaut, allein wegen der Logiergäste, die sie während des Baus der Talsperre gehabt hatten. Kurz bevor er eingezogen worden war, hatte er es erneuern wollen. Die alte Sickergrube darunter reichte nicht mehr aus, und die Holzbalken waren morsch geworden, aber während seiner Abwesenheit hatte sich wohl niemand mehr darum gekümmert. Als er die Knöpfe an seinem Hosenlatz schloss, blickte er kurz zu dem Holzhäuschen, das jetzt windschief und halb verfallen dastand. Am liebsten hätte er die ganze Anlage modernisiert. Es juckte ihn in den Fingern, ein Badezimmer mit Toilette anzubauen. In der Stadt gab es das schon häufiger,

wie er gehört hatte. Noch dazu mit Wasserspülung! Aber die Städte waren natürlich auch an die Kanalisation angeschlossen. Hier oben in Wollseifen dagegen waren sie so abgelegen, dass allein der Gedanke daran schon extravagant erschien.

Einmal hatte er versucht, den Vater für diese Idee zu begeistern. Sie hatten ja den Brunnen und könnten ihn durch ein Rohrsystem mit dem Haus verbinden. Das Abwasser würde dann direkt wieder in die Sickergrube zurückgelangen.

Aber der Vater hatte ihm kaum zugehört und nur gesagt: »Junge, was sind denn das für Ideen! So etwas gibt es ja nicht mal im Pfarrhaus oder beim Lehrer! Kümmere du dich jetzt erst einmal darum, dass auf dem Hof wieder alles instand gesetzt wird.«

So ging das meistens. Der Vater gehörte eben noch zur alten Generation, die damals, nach dem Bau der Talsperre, das Angebot zur Elektrifizierung empört als unnötiges Teufelszeug abgelehnt hatte. Dabei hatte man sie doch nur entschädigen wollen für das Land, das sie damals hatten abgeben müssen. Es wäre doch großartig gewesen, elektrisches Licht zu haben! Albert hatte so viele Pläne, aber der Vater bremste oft. Dabei hatte er früher als junger Mann die gleiche Erfahrung mit seinem Vater gemacht und müsste es eigentlich besser wissen. Mit den Geräten zur Feldarbeit war es ähnlich gewesen. Der Vater hatte sein Leben lang mit dem hölzernen Hundspflug gearbeitet, während Albert schon vor dem Krieg darauf gedrongen hatte, einen Eisenpflug anzuschaffen, weil man damit wesentlich tiefer pflügen konnte. Es hieß, so würde der Boden besser gelockert und durchlüftet. Albert leuchtete das ein, aber als er mit dem neuen Gerät angekommen war, war er auf Unverständnis gestoßen.

»Ach was«, hatte der Vater gesagt, »der Holzpflug hat es bisher doch auch getan, was soll denn das neumodische Zeug? Da

musst du mindestens zwei Ochsen vorspannen, und mir reicht der alte Jupp. Und ich finde, der Boden ist locker genug.«

Na ja, dachte Albert seufzend, während des Krieges hatte der Vater nicht unrecht gehabt. Mit dem einen Pferd, das ihm geblieben war, hätte er den Eisenpflug sowieso nicht benutzen können, dazu war das Gerät viel zu schwer und unhandlich. Und jetzt stand er verrostet in der Scheune, und Albert würde ihn erst einmal wieder auf Vordermann bringen müssen. Es war so viel liegen geblieben, was er nach und nach in Ordnung bringen musste. Aber er würde seine Pläne nicht vergessen und dafür sorgen, dass auf dem Lintermann-Hof irgendwann alles auf dem neuesten Stand war. Wenn sich die Gelegenheit ergab, würde er vielleicht auch eine von diesen neuen Zugmaschinen kaufen, die mit Kraftstoff betrieben wurden. Sie waren im Krieg zum Ziehen der schweren Kanonen benutzt worden, und wenn man sie jetzt in Friedenszeiten in der Landwirtschaft einsetzte, konnten sie mehrere Pferde- und Ochsengespanne ersetzen. Außerdem hatte er einen Mähbinder ins Auge gefasst. Er hatte in der Zeitung einmal eine Anzeige gesehen. Das war wirklich ein praktisches Gerät, mit dem man das Getreide ernten und zu Garben binden konnte. Bisher war die Ernte immer eine mühselige Angelegenheit mit vielen Arbeitskräften gewesen. Die Männer schnitten das Getreide mit der Sense, die Frauen fassten es zu Garben zusammen, und die Kinder gingen mit der Schnur hinterher, um die Garben zu binden. Das konnte jetzt mit dem Mähbinder alles in einem Arbeitsgang gemacht werden. Zwar fuhr er nicht von alleine, sondern musste von einem Gespann gezogen werden, aber ein einzelner Mann konnte damit leicht so schnell arbeiten wie sonst mehrere Personen.

Auch davon hatte der Vater nie etwas wissen wollen. »Landarbeit ist Handarbeit«, hatte er immer gesagt. Aber jetzt endlich musste er sich auf die neuen Zeiten einstellen, dachte Albert.

Im Stall war Matthes bereits beim Misten. Der Großknecht, der schon bei seinen Eltern gearbeitet hatte, hatte nur einen kurzen Blick auf Alberts Gesicht geworfen, als dieser zurückgekommen war. Eigentlich war er, ebenso wie die Eltern, die er während des Kriegs unterstützt hatte, bereits auf dem Altenteil, aber er arbeitete einfach weiter. Genau wie der Vater redete er nicht viel, doch Albert wusste, dass er sich auf ihn verlassen konnte.

»Den Jupp hab ich schon gefüttert und gestriegelt«, sagte der kleine, zähe Mann.

Albert verzog unwillkürlich die heile Gesichtshälfte zu einem Grinsen. »Das hab ich nicht anders erwartet«, sagte er. Matthes und das schwere Kaltblut waren die besten Freunde.

»Wenn Jupp beschlagnahmt worden wäre, das hätte dem Matthes das Herz gebrochen. Der wär auf der Stelle mitgegangen«, hatte der Vater gesagt.

Aber das Pferd war ihnen ja zum Glück geblieben, ebenso wie der Ochse und das Milchvieh. Sie arbeiteten Hand in Hand, und schließlich waren die Tiere versorgt. Vor zwei Wochen hatte Albert auf der Versteigerung noch zwei Kühe dazukaufen können, die auch als Fahrkühe taugten. So hatten sie mehr Milch und übers Jahr noch zwei Kälber, und außerdem konnten sie zwei Felder gleichzeitig bestellen. Früher einmal hatten sie wesentlich mehr Kühe gehabt, aber im Krieg waren ja nicht nur Pferde beschlagnahmt worden. Er würde bei der nächsten Gelegenheit noch einmal zum Viehmarkt nach Kall fahren.

»Ist eigentlich immer noch Wochenmarkt in Schleiden?«, fragte er Matthes.

Der Knecht lud eine große Schaufel Mist auf die Schubkarre. »Ja, klar«, sagte er. »Im Krieg haben sie eine Zeit lang unterbrochen, da hatte kaum jemand was zu verkaufen, aber jetzt geht es schon seit einer Weile weiter. Wir sollten uns bald mal wieder blicken lassen.«

Der Markttag in der Kreisstadt gehörte mit zu Alberts schönsten Kindheitserinnerungen. Schon am Abend vorher waren die Kisten gepackt worden, im Winter mit roten und weißen Kohlköpfen und Kartoffeln und in der wärmeren Jahreszeit mit Gemüse und Obst der Saison. Im Mai verkauften die Kinder auch kleine Sträußchen von Maiglöckchen, die sie im Wald gepflückt hatten, und im Juni gab es Walderdbeeren. Einen Teil des Geldes, das sie dafür bekamen, durften sie sogar behalten und am Ende des Markttages in Süßigkeiten umsetzen. Matthes fuhr die Mutter und ein paar andere Frauen aus dem Dorf in aller Frühe mitsamt ihren Waren nach Schleiden, und manchmal, wenn Lehrer Nette ein Auge zudrückte, durfte Albert oben bei ihm auf dem Bock mitfahren, um den Frauen zu helfen.

Albert jedenfalls genoss die Aufregung und den Trubel eines solchen Tages in der Stadt. In seiner Erinnerung hatten an diesen Tagen alle immer nur gute Laune gehabt. Sie hatten gutes Geld verdient, das die Mutter für Kleidung und Schuhe verwenden konnte, und die Zeit in der Kleinstadt war ihnen wie Ferien vorgekommen.

Nach den Kühen waren die beiden Schweine an der Reihe. Die Sau war trächtig. An Fleisch würden sie dieses Jahr keinen Mangel haben. Die Tiere bekamen kalte Kartoffeln vom Vortag und die Schalen. Auch das Spülwasser wurde in den Trog geschüttet. Es enthielt immer noch genug Fett für die Schweine. Die entscheidende Speckschicht holten sie sich sowieso im Herbst, wenn sie noch einmal in den Wald getrieben wurden, damit sie sich an Eicheln und Bucheckern satt fressen konnten.

Als die Tiere versorgt waren, ging es erst einmal wieder in die Küche, wo Bertha mit Hedwig Milchsuppe für alle gekocht hatte. Auch die Mutter war aufgestanden. Sie hatte Karl auf dem

Schoß und teilte sich mit ihm das Frühstück. Schweigend brockten sie sich ihr Brot in die warme, dünne Suppe.

»Wo ist der Vater?«, fragte Albert.

»Er wollte noch ein wenig liegen bleiben«, antwortete die Mutter.

Albert runzelte die Stirn. Das sah ihm gar nicht ähnlich. Für gewöhnlich war er einer der Ersten, die morgens auf den Beinen waren.

»Der hat schon seit ein paar Tagen Beschwerden«, warf Mattthes ein. Der Löffel, mit dem er seine Milchsuppe aß, verschwand fast in seinen großen Händen. »Matthes hat Hände wie Bratpfannen«, hatte der Vater immer gesagt, und es gehörte tatsächlich zu Alberts Kindheitserinnerungen, wie der Knecht ihn auf einer Hand über den Hof getragen hatte.

»Er hat mir gar nichts gesagt«, erwiderte Albert verwirrt. »Dir?«, wandte er sich an die Mutter.

Sie schüttelte den Kopf. »Du weißt doch, wie er ist. Der fällt eher tot um, als dass er was sagt.« Sie zog den Jungen fester auf ihren Schoß. »Wenn Karl und ich die Hühner gefüttert haben, sehe ich mal nach ihm, wenn er dann noch nicht aufgestanden ist.«

Bertha beteiligte sich nicht an der Unterhaltung, und sie sah Albert auch nicht an. Wenn ihr Blick zufällig doch einmal auf ihn fiel, bekreuzigte sie sich verstohlen, als wäre ihr der Teufel begegnet. Albert hielt den Kopf beim Essen leicht abgewandt, um ihr seinen Anblick so weit wie möglich zu ersparen. Aber es half nichts – alles an ihm erregte ihren Abscheu. Er war jetzt schon seit zwei Monaten wieder zu Hause, aber ihr Verhalten hatte sich noch nicht geändert. Und bei allem Verständnis – so langsam konnte er es nicht mehr ertragen. Sie war doch seine Frau, Herrgott noch mal!

Dass einige im Dorf sich ähnlich aufführten, wenn sie ihn

sahen, machte ihm nicht so viel aus. Nicht alle konnten seine Freunde sein. Viele waren schon immer neidisch auf ihn gewesen, weil der Hof in den Jahren vor dem Krieg so viel eingebracht hatte, dass sie ihn ständig erweitern konnten, und weil anscheinend alles, was er anpackte, gedieh. Der dicke Quirin, der Stellmacher, der neben seinem Handwerk noch eine kleine Landwirtschaft betrieb, weil er sonst nicht über die Runden kam, war der Schlimmste von allen. Bereits zu Schulzeiten hatte Albert sich mit ihm ständig in den Haaren gehabt, weil er schon als Kind ein neidisches Gemüt hatte. Und als dann Bertha ihn abgewiesen und sich für Albert entschieden hatte, war es ganz vorbei gewesen. Seit Alberts Rückkehr stänkerte er ständig, damit Albert nur nicht auf die Idee kam, sein entstelltes Gesicht zu vergessen.

»Letztens ist der Albert bei mir am Stall vorbeigekommen, als ich gerade gemolken habe«, hatte er vor einiger Zeit in der Gastwirtschaft verkündet. Silvio, der Wirt, hatte es Albert erzählt. »Und was soll ich euch sagen? Die Milch ist sauer geworden, als die Kühe die Fratze gesehen haben.«

Silvio war ihm scharf ins Wort gefallen und hatte ihn zurechtgewiesen. »Schämst du dich nicht? Was redest du da? Der Albert hat an vorderster Front für unser Vaterland gekämpft, und das ist eine furchtbare Kriegsverletzung, die er da abbekommen hat. Sei du doch lieber froh, dass du heil davongekommen bist.«

»Ja, ja.« Der Dicke hatte gleichmütig genickt. »Der arme Kerl. Mit der Schönheit ist es jetzt vorbei. Wär wohl besser draufgegangen.«

Albert war ein großer, schlanker Mann mit dichten dunklen Haaren, die sich leicht wellten, obwohl sie ganz kurz geschnitten waren. Vor dem Krieg war er einer der begehrtesten Junggesellen in Wollseifen gewesen, hatte aber immer nur eine im

Sinn gehabt. Wie stolz war er gewesen, als sich Bertha, die hübsche Tochter des Gendarmen aus Dreiborn, die an jedem Finger einen Verehrer hatte, für ihn entschieden hatte! Und sie war überglücklich, einen so gut aussehenden Mann abzubekommen! Nach der Trauung ließen sie sich vor der Kirche fotografieren. Sie waren so ein schönes Paar, der stattliche dunkelhaarige Mann und die kleine, zierliche Bertha mit den großen Kinderaugen.

Ein ganz neues Leben bot er ihr. Alberts Eltern zogen sich mit der Heirat des einzigen Sohnes mehr und mehr zurück und überließen den Kindern einen Großteil des Hauses. Auf einmal war sie die Bäuerin von einem der größeren Höfe in der Gegend, der Bertha gegenüber dem kleinen Haus ihres Vaters wie der reinste Palast vorkam. Albert sah nämlich nicht nur gut aus, er hatte auch was an den Füßen, wie man in der Eifel sagte, war beinahe wohlhabend zu nennen – bei den kargen Böden in diesem rauen Landstrich keine Selbstverständlichkeit. Und als dann neun Monate später Karl auf die Welt kam, war ihr Glück vollkommen. Ein gesunder Stammhalter!

Mit Freude kümmerte sie sich um das Kind und half dabei auch noch fleißig auf dem Hof mit.

Aber dann brach der Krieg aus, und nach und nach wurden die Männer aus dem Dorf eingezogen, wenn sie sich nicht schon freiwillig gemeldet hatten. Hennes gehörte zu den Ersten, die am liebsten sofort in die Schlacht gezogen wären, aber der besonnene Albert hielt ihn zurück.

»Ach, sei doch nicht so langweilig!«, erklärte Hennes lachend. »Du wirst sehen, es dauert keine zwei Wochen, und die Franzosen laufen vor uns davon wie die Hasen! Das wird ein Spaß! Hast du denn gar keine Lust auf Abenteuer?«

»Ich habe hier genug Abenteuer«, entgegnete Albert. »Wer soll sich denn um den Hof kümmern, wenn ich in den Krieg

ziehe? Und du wirst sehen, mit zwei Wochen ist es nicht getan.«

Hennes verzog unzufrieden das Gesicht. »Seit du Vater bist, kommst du mir vor wie ein alter Mann«, murzte er. »Oder hält Bertha dich etwa zurück? Das sollte Leni mal versuchen!«

»Nein, natürlich schreibt Bertha mir nicht vor, wie ich mich zu verhalten habe, das sagt mir schon mein gesunder Menschenverstand. Nimm doch Vernunft an, Hennes. Das ist kein Spaß, das ist Krieg, kein Kinderspiel. Das sind richtige Waffen mit scharfer Munition. Ich bitte dich, melde dich nicht freiwillig.«

Aber es half nichts. Ein Jahr nach Ausbruch des Krieges wurden alle Männer aus dem Dorf, die jünger als fünfunddreißig Jahre waren, zu den Waffen gerufen.

Anderthalb Jahre lang kamen Hennes und Albert noch glimpflich davon. Sie mussten zunächst nicht in die Schützengräben, sondern gehörten zum Nachschub, der aus dem Hinterland die Soldaten an der Front mit Lebensmitteln und Munition versorgte. Zweimal durften sie in dieser Zeit auf Heimaturlaub nach Hause, und am Anfang sagte Hennes noch, er habe doch recht gehabt und Krieg sei gar nicht so schlimm. Aber schon bald musste er seine Meinung revidieren. Eines Abends gestand er Albert, dass er schreckliche Angst davor habe, an die Front zu kommen. »Solange wir hier aus dem Nachschub arbeiten, kann ich mir immer noch einreden, dass der Krieg weit weg ist, aber selbst ich muss einsehen, dass er immer näher kommt. Ich kann nur hoffen, dass wir zusammenbleiben«, sagte er zu Albert.

»Ja«, erwiderte der. »Und dass es doch nicht mehr allzu lange dauert, bis wieder Frieden ist und wir nach Hause zu unseren Frauen zurückkehren können.«

Hennes nickte. »Leni und ich wollen auf jeden Fall sofort

nach dem Krieg heiraten«, sagte er. »Das kann ja nicht mehr so lange dauern.«

»Meine Mutter und Bertha wollen sie bestimmt nicht mehr hergeben.« Albert lächelte. »Nach allem, was ich höre, macht sie sich bei uns unersetzlich. Am Ende will sie gar nicht mehr weg.«

»Na, das wollen wir doch erst mal sehen!«, war Hennes auf seinen kleinen Scherz eingegangen, und einen kurzen Moment lang hatten die beiden Freunde die düsteren Umstände vergessen.

Albert musste schlucken, als er jetzt daran dachte. Hennes hatte geglaubt, dass ihm nichts und niemand etwas anhaben könne.

Und wie er sich gefreut hatte, als der Brief von Leni gekommen war, in dem sie ihm die freudige Nachricht mitgeteilt hatte! »Albert, du fasst es nicht! Stell dir vor, ich werde Vater«, hatte er gejubelt. »Leni erwartet ein Kind!«

»Ihr seid doch gar nicht verheiratet«, neckte Albert ihn. »Was ist denn da passiert?«

»Wir wollten und konnten nicht mehr warten«, sagte Hennes. »Außerdem heiraten wir ja so oder so. Ach, ich freue mich so! Der Krieg muss ja nun bald mal vorbei sein.«

Und dann war der Krieg vorbei gewesen. Aber sein Kind hatte Hennes nicht mehr gesehen.

Auch Leni war früh aufgestanden, um Feuer im Ofen zu machen. Hildegard schlief noch, sie war ein braves kleines Mädchen, das nicht viel Arbeit machte, so als wüsste sie, dass Leni allein die Last der Verantwortung für sie trug.

Als das Feuer in Gang war, trat Leni ans Fenster und schaute in die Dunkelheit hinaus. Fröstelnd schlang sie die Arme um sich. Mit jedem Tag spürte sie, dass Hennes für sie auf immer

verloren blieb. Manchmal war dieses Gefühl so übermächtig, dass es ihr die Luft raubte, so sehr vermisste sie ihn, so stark war ihr Verlangen, ihn wieder bei sich zu haben, ihn zu spüren und zu riechen, sich in seinen starken Armen sicher und geborgen zu fühlen.

Nur die Tatsache, dass sie ein Kind von ihm erwartete, hatte sie am Leben gehalten, als sie von seinem Tod erfahren hatte. Und als Hildegard auf der Welt war, hatte sie sich geschworen, alles zu tun, damit ihr Kind nichts entbehren musste. Für ihre über alles geliebte Tochter wollte sie Vater und Mutter zugleich sein.

Gerade wollte sie wieder nach dem Ofen schauen, als ihr eine Bewegung am noch dunklen Himmel auffiel. Sie öffnete das Fenster, um besser hinausschauen zu können. Und plötzlich war die Luft erfüllt von den Schreien der Kraniche. Leni lief ein Schauer über den Rücken, die Tränen traten ihr in die Augen, und ihr wurde auf einmal ganz feierlich zumute. Im schwachen Licht sah sie die V-förmigen Formationen der schönen Tiere, die in großen Schwärmen aus ihren Winterquartieren in Südeuropa und Nordafrika zurückkehrten und auf ihrer Route jedes Jahr zweimal über Wollseifen hinwegzogen. Der Flug der Kraniche, die mit so schlafwandlerischer Sicherheit ihren Weg fanden, war für sie wie ein Versprechen. Der lange, harte Winter ging dem Ende entgegen, und eine glücklichere, wärmere Zeit brach an.

Auf dem Lintermann-Hof hörten sie die Kraniche auch, aber für die beiden Männer, die ihre morgendliche Arbeit verrichteten, waren sie lediglich der Hinweis auf den bevorstehenden Wechsel der Jahreszeiten. »Wir müssten uns so langsam mal um das obere Feld kümmern«, sagte Matthes. »Wir könnten bald schon Kartoffeln setzen. Sie sind den Winter über gut ge-

keimt. Wenn wir den Acker jetzt vorbereiten, können wir sie in einer Woche setzen.«

»Was?« Albert fuhr erschrocken zusammen. In Gedanken war er wieder einmal ganz weit weg gewesen.

»Auf dem oberen Feld Kartoffeln setzen«, wiederholte Mattes geduldig. »Ich kann schon mal den Ochsen einspannen, und dann können wir los.«

»Ja, ich komme gleich«, stimmte Albert zu. »Ich gehe Karl holen, der kann uns helfen.«

Als er ins Haus kam, stand die Mutter in der Tür zum Schlafzimmer, kreidebleich, die Hand auf den Mund gepresst. Bertha, die neben ihr stand, stammelte immer nur: »Blut! Da ist so viel Blut!«

*Aus den Aufzeichnungen
des Lehrers Martin Faßbender*

2. April 1919



Kalt, regnerisch. Mittlerweile sind alle aus dem Krieg zurückgekehrt, die ihn überlebt haben. Albert Lintermann war vor zwei Monaten im Februar der Letzte aus Wollseifen, weil er so lange im Lazarett hatte liegen müssen. Ich habe ihn bisher nur einmal von Weitem gesehen, es heißt, er habe eine so schlimme Gesichtsverletzung, dass er sich nicht gerne zeige. Manche im Dorf reagieren aber auch nicht besonders mitfühlend auf die armen Kriegskrüppel, zumal wenn es wohlhabende Bauern sind wie Lintermann. Neid ist eben eine allzu menschliche Eigenschaft und gerade in so einer eng aufeinanderhockenden bäuerlichen Gemeinschaft wie hier in Wollseifen auch recht ausgeprägt. Aber manchmal werde ich schon wütend, wenn dann am Stammtisch irgend so ein Schläumeier, der nie in vorderster Linie gekämpft hat, meint, es habe etwas mit Dummheit zu tun, wenn jemand so schwere Verletzungen davongetragen habe. Und überhaupt, tönen sie, den Daheimgebliebenen sei es doch viel schlechter gegangen, sie mussten Frauen und Kinder beschützen und dafür sorgen, dass alle zu essen hatten.

Dabei ist es kaum zu erahnen, was die Männer an der Front erlitten haben müssen. All die schrecklichen Verwundungen. Und es gab ja wohl auch nicht genug Medikamente. Einigen mussten Gliedmaßen ohne Betäubung amputiert werden. Ich vermag es mir gar nicht vorzustellen. Manche sind auch dabei, denen ist gar

nichts anzusehen, aber sie haben Albträume in der Nacht, Zittern vom Nervengas und sind schwer traumatisiert.

Wir sind hier im Dorf doch noch glimpflich davongekommen, verglichen mit den furchtbaren Erlebnissen der Männer, die für uns den Kopf hingehalten haben.

Nach allem, was ich gehört und gelesen habe, geht es den anderen Nationen nicht besser als uns – die Auswirkungen dieses Krieges sind so gewaltig wie noch bei keinem Krieg zuvor. Und die unruhigen Zeiten nehmen kein Ende. Nach der Novemberrevolution letztes Jahr Anfang März die Kämpfe in Berlin. Sicher, die Hauptstadt ist weit weg, und hier in der Eifel kümmern wir uns ja doch eher um unser kleines Wohlergehen, aber trotzdem – wie oft hatte ich das Gefühl, dieser Winter nimmt kein Ende. Ebenso wie die Verhandlungen in Versailles.

Und dann noch diese entsetzliche Influenza-Welle, diese Spanische Grippe, wie sie genannt wird. Sie geht um die Welt, und die Menschen sterben wie die Fliegen. Bisher haben wir hier in Wollseifen Gott sei Dank noch nichts davon mitbekommen. Es heißt zwar, Gertrud Felten sei daran gestorben, weil sie sich in Köln angesteckt habe, aber ich weiß nicht, ob es tatsächlich die Spanische Grippe war, der sie erlegen ist, denn ihre Schwiegertochter hat sie ja nicht angesteckt. Zumindest diese Geißel bleibt uns also wohl hoffentlich erspart.

Und jetzt muss es doch endlich Frühling werden.



Samstagabends war in der Gastwirtschaft besonders viel los. Silvio stand am Zapfhahn hinter der Theke, und seine Frau Maria rannte zwischen Gaststube, Kegelbahn und Küche hin und her. Der dreizehnjährige Walter half seiner Mutter beim Bedienen, wobei er pflichtbewusst auch seine beiden jüngeren Brüder scharf im Auge behielt, die ebenfalls in der Gaststube herumliefen, aber seiner Meinung nach nur Dummheiten im Kopf hatten. Der neunjährige Julius schaute den Skatspielern über die Schulter und gab ungefragt fachmännische Ratschläge, und der siebenjährige Erwin saß selbstvergessen an einem Tisch und faltete Fantasiegebilde aus den Papierservietten, statt sich nützlich zu machen. In der Küche schlief die Jüngste, die knapp zweijährige Johanna, in ihrem Gitterbettchen unter den Fliegenstreifen, an denen immer eine schwarze Masse toter Fliegenleiber klebte. Rauchschwaden hingen in der Luft, und die Gäste unterhielten sich lautstark, spielten Karten und zogen an ihren Stumpen oder Pfeifen. Aus dem angebauten kleinen Saal, in dem sich die Kegelbahn befand, drangen das dumpfe Rollen der Kugel und die freudigen oder enttäuschten Ausrufe der Kegelbrüder, je nachdem, ob sie getroffen hatten oder nicht.

Das war auch an diesem grauen Aprilabend nicht anders. Fast alle Tische waren besetzt. An einem Tisch hinten in der Ecke saß der Hausierer, der zwei Jahre vor dem Krieg das erste Mal in der Gegend aufgetaucht war und seitdem regelmäßig mit seinen Kurzwaren über Land reiste. Die Frauen liebten den

»schönen Adolf«, wie er wegen seiner dunklen Augen und seiner schwarzen Locken genannt wurde, weil er ein wenig Schmuck und Putz in ihr arbeitsreiches Leben brachte. Die Seidenbänder, die hübsch bestickten Nadelmäppchen und die Broschen aus Silberblech mit den glänzend schwarzen Jettsteinen, die er verkaufte, brauchte niemand wirklich, aber sie machten den Alltag ein wenig heller. Heute war er wohl erst spät mit seinem Eselskarren angekommen, deshalb gewährte Silvio ihm Quartier. Er saß an seinem Tisch und löffelte einen großen Teller Linsensuppe. Zwei junge Burschen hatten sich zu ihm gesellt und wollten ihm wohl etwas abschwatzen, was sie ihren Mädchen schenken konnten. Sie zogen ab, als sich der Schmied von einem der anderen Tische erhob und mit seinem Bierkrug zu ihm setzte. Die beiden Männer lachten, als Hermann Schlösser dem Hausierer eine Geschichte erzählte, die er mit zahlreichen anzüglichen Handbewegungen unterstrich.

Als sich die Wirtshaustür öffnete und ein Schwall kalter Luft durch den dicken braunen Filzvorhang in die Gaststube drang, wurde es kurz leiser. Alle Köpfe drehten sich zu Albert, der, die Mütze tief ins Gesicht gezogen, unschlüssig an der Tür stehen geblieben war. Als sie ihn erkannten, schwoll der Geräuschpegel gleich wieder an.

Albert hatte es zu Hause nicht mehr ausgehalten. Er ging nicht oft ins Wirtshaus, aber heute Abend musste er raus. Er konnte die jammervolle, angewiderte Miene seiner Frau nicht mehr sehen, wollte Hedwigs Geschwätz nicht mehr hören, die nicht mit Bemerkungen darüber sparte, wie viel besser er es doch getroffen habe als ihr Heinrich, der nicht aus dem Krieg wiedergekommen war, wollte nichts mehr davon wissen, dass seine Mutter ihn beschwor, Bertha Zeit zu lassen, damit sie sich an seinen Anblick gewöhnen könne. Und jetzt auch noch die

Sorge um den Vater, der bisher noch nicht wieder auf die Beine gekommen war.

Sie hatten Dr. Simon aus Herhahn holen müssen. Er hatte den Vater untersucht, ihn lange abgehört mit seinem großen Hörrohr. Schließlich hatte er besorgt den Kopf geschüttelt und zu Albert und seiner Mutter gesagt: »Da kann ich nicht viel machen. Eigentlich müsste er ins Krankenhaus nach Mechernich, aber der Transport wäre jetzt viel zu anstrengend für ihn. Ich gebe ihm ein herzstärkendes Mittel, und dann müssen wir abwarten.«

Die Mutter blickte angstvoll auf den Vater, der ganz still unter dem schweren Plumeau lag, die dünnen grauen Haare schweißverklebt von der Anstrengung des Blutsturzes. Sein Brustkorb hob und senkte sich unter den flachen, rasselnden Atemzügen, und die Nase ragte spitz aus dem eingefallenen, blassen Gesicht.

»Woher kommt das viele Blut?«, fragte die Mutter bang.

Der Arzt hob die Hände. »Im Körper wird eine Ader geplatzt sein. Das kommt schon mal vor.«

»Er war nie krank«, sagte Albert, als er den alten Arzt, den er schon seit Kindertagen kannte, hinausbrachte.

Der zuckte resigniert mit den Schultern. »Einmal trifft es jeden«, sagte er. Er musterte Albert prüfend. »Dich hat es ja auch ganz schön erwischt, Junge. Hast du Schmerzen? Soll ich dir was dalassen?«

Albert schüttelte den Kopf. »Nein danke. Mir geht es gut.«

Er brachte den Arzt zur Tür. Im Hof schaute ihn der alte Mann noch einmal aufmerksam an. »In Bonn an der Universitätsklinik gibt es einen Spezialisten für solche Fälle wie dich«, sagte er dann. »Professor Siegburger. Du solltest mal hinfahren. Er kann dir bestimmt helfen.«

»Ja, ich weiß«, sagte Albert. »Der Doktor im Lazarett hat's

mir auch schon gesagt.« Er blickte den alten Arzt bekümmert an. »Wann sollte ich das denn machen? Ich kann doch die Mutter jetzt nicht allein lassen. Wann wird es denn dem Vater wieder besser gehen?«

Der Arzt legte Albert die Hand auf die Schulter. »Eben vor den anderen wollte ich es nicht so deutlich sagen: Dein Vater lebt nicht mehr lange. Höchstens ein paar Wochen noch, vielleicht geht es aber auch viel schneller. Er darf sich nicht anstrengen. Es ist auf jeden Fall gut, dass du wieder zu Hause bist.«

Er hatte ihm leicht auf die Schulter geklopft und sich zu seiner Kutsche gewandt. Matthes hatte ihm die Zügel gereicht. »Sagt mir Bescheid, wenn es so weit ist.«

»Albert!«, rief Silvio und trat hinter der Theke hervor auf ihn zu. »Willkommen! Schön, dass du da bist!« Er schlug ihm auf die Schulter, dann wies er auf den Stammtisch. »Setz dich. Ich bringe dir ein Bier.«

Der Schmied, den Albert bisher gemieden hatte, erhob sich, als er hörte, wie Silvio den neuen Gast begrüßte, und kam auf Albert zu. Er hatte ein offenes, rundes Gesicht mit zahlreichen Sommersprossen. Freundlich grinsend hielt er Albert die Hand hin und zeigte dabei eine beachtliche Lücke zwischen den Schneidezähnen. »Ich bin Hermann Schlösser. Der neue Schmied. Die Leute haben mir schon von dir erzählt. Freut mich, dich kennenzulernen.«

Albert schüttelte ihm die Hand. »Ich hab auch schon von dir gehört. Nur Gutes im Übrigen. In den nächsten Tagen wollte ich mich sowieso bei dir melden. Ich hab mir ein neues Pferd zugelegt, das muss beschlagen werden. Und für die Fahrkühle wäre es auch besser.«

Der Schmied nickte. »Immer gerne«, erwiderte er. »Du kannst

jederzeit vorbeikommen. Jetzt haben wir uns ja wenigstens schon mal gesehen.« Damit wandte er sich um und setzte sich wieder zum schönen Adolf.

Mittlerweile hatten auch ein paar andere Gäste die Sprache wiedergefunden. Lehrer Faßbender, der mit dem Pastor, dem Schreiner und ein paar anderen Leuten am Stammtisch saß, klopfte einladend auf die Bank neben sich. »Komm, Albert, hier ist noch Platz!«

Bisher hatte Albert den direkten Blickkontakt mit den meisten vermieden. Sie hatten ihn natürlich alle schon gesehen, das war unvermeidlich, wenn man seinem Tagwerk nachging, aber er hatte immer sorgfältig darauf geachtet, nur die »gute Seite« seines Gesichts zu zeigen, und die wenigsten hatten ihn direkt auf seine Kriegsverletzung angesprochen. Er hätte sich eine Tarnkappe gewünscht, wie in diesen alten Märchen, die ihm seine Großmutter früher an den langen Winterabenden erzählt hatte. Dann wäre er unsichtbar gewesen und hätte unbehelligt seines Weges ziehen können.

Jetzt jedoch blieb ihm gar nichts anderes mehr übrig, als sich den neugierigen Blicken zu stellen, und zu seiner Erleichterung merkte er, dass es so schlimm gar nicht war. Die Leute mussten sich ja auch erst an sein verändertes Aussehen gewöhnen. Er durfte nicht zu viel von ihnen erwarten.

Der Pastor nickte ihm freundlich zu. Albert ging regelmäßig sonntagsmorgens in die Messe, und als Junge war er, wie alle hier, Messdiener gewesen. Pastor Molitor hatte es vor fünfundzwanzig Jahren frisch vom Priesterseminar in das kleine Eifeldorf verschlagen. Er war von einem Bauernhof in Euskirchen gekommen und kannte sich mit den Menschen hier und ihren Nöten aus. Ein weltfremder Geistlicher war er nicht, im Gegenteil. Und er saß gerne mit am Stammtisch, um den direkten Kontakt zu seinen Schäfchen nicht zu verlieren, wie er immer

sagte. Die meisten glaubten allerdings, dass ihm auch etwas an dem guten Monschauer Bier lag, das Silvio ausschenkte.

Dem Lehrer war Albert mittlerweile schon einige Male begegnet, zumal ja Leni mit ihrer kleinen Tochter bei ihm wohnte und Albert auf Bitten der Mutter ihre Aussteuertruhe vorbeigebracht hatte, die bei ihnen im Schuppen gestanden hatte. Bei der Gelegenheit hatte er das kleine Mädchen, das Hennes' blaugraue Augen und seine dunklen Haare geerbt hatte, auf dem Schoß gehabt. Sie hatten in der Küche der kleinen Lehrerwohnung gegessen, und Leni hatte ihn gebeten, ihr alles von Hennes' letzten Stunden zu erzählen. »Du brauchst keine Angst zu haben, dass ich zusammenbreche«, hatte sie gesagt. »Ich will nur wissen, wie es ihm ergangen ist.«

»Er hat bis zuletzt fast nur von dir gesprochen und an dich gedacht«, hatte Albert ihr erzählt. »Und er hat sich so auf das Kind gefreut.« Da waren ihr doch die Tränen gekommen, und schnell, damit er es nicht merkte, hatte sie die kleine Hildegard auf den Arm genommen und sich weggedreht. Zum Glück war in diesem Moment der Lehrer ins Zimmer gekommen und hatte die trübe Stimmung durchbrochen.

Fritz Brettschneider, der alte Bauer, dem der kleine Hof direkt am Ortseingang gehörte, saß ebenfalls in der Runde am Stammtisch. Vor ihm brauchte Albert sein Gesicht nicht zu verstecken, er konnte sowieso kaum noch was sehen. »Bist du das, Albert?«, hatte er freundlich gefragt, als Albert ihn kurz nach seiner Heimkehr auf der Straße begrüßt hatte. »Bist du heil aus dem Krieg zurückgekommen? Was für ein Glück!« Und damit war für ihn die Sache erledigt gewesen. Und der Schreiner, der lange Döres – na ja. Er nickte auch jetzt nur kurz zur Begrüßung und wandte sich dann wieder seiner Pfeife zu, die ihm gerade ausgegangen war. Sie waren zwar nicht verfeindet, aber er war, genau wie der Stellmacher, noch nie sein Freund ge-

wesen, wohl auch, weil die Mädchen schon immer mehr nach Albert geguckt hatten, aber sie gingen einander meistens aus dem Weg, und wenn sie etwas zu verhandeln hatten, kamen sie auf eine sachliche Art und Weise miteinander aus. Theodor Schwarz war nur wenig älter als Albert, aber er hatte nicht als Soldat an die Front gemusst. Warum, wusste eigentlich keiner so genau, aber es hieß, er sei aus gesundheitlichen Gründen befreit gewesen. Anscheinend hatte er es an der Lunge. Alles an ihm war lang und dünn, er war das reinste Knochengestell, obwohl er Unmengen an Nahrung in sich hineinschaufelte, wenn er Gelegenheit dazu hatte. Seine Frau Katharina dagegen war klein und rundlich, und ab und zu lästerte schon einmal jemand, dass sie immer dicker wurde, je dünner der Döres wurde. »Der kriegt zu Hause nix! Die isst ihm alles weg!« Aber böse meinte das niemand.

Natürlich gab es auch die im Dorf, die wegguckten, sobald sie Albert sahen, oder dumme Bemerkungen machten. Als ob er zu seinem persönlichen Vergnügen so herumliefe oder als ob es ein Zeichen von Feigheit vor dem Feind wäre, wenn man so eine entstellende Verletzung davongetragen hatte. Er musste eben einfach darüberstehen. Solche Kandidaten gab es immer. Aber solange es wenigstens noch eine Handvoll Freunde gab, die zu ihm standen und mit ihm umgingen wie früher, konnte er damit leben.

Den fünften Mann am Stammtisch hatte Albert noch nie im Dorf gesehen, aber er kam ihm bekannt vor. Er mochte Mitte dreißig sein, war mittelgroß und untersetzt, mit einem runden Schädel, den ein schütterer Haarkranz krönte. Auffallend an ihm waren seine stechend hellblauen Augen, mit denen er den Neuankömmling ungeniert musterte. Plötzlich fiel es Albert ein. Er hatte den Mann auf dem Viehmarkt in Kall gesehen, bei der Pferdeversteigerung. Es war ungewöhnlich voll dort gewe-

sen, was Albert gewundert hatte, denn eigentlich hatte man nur das Recht, ein Pferd zu ersteigern, wenn man im Besitz einer Versteigerungskarte war. Albert hatte mit Müh und Not eine ergattert, aber an diesem Tag hatten seltsamerweise viele Männer eine gehabt, auch der Fremde, der hier am Tisch saß. Er hatte so hoch auf den Braunen, den Albert im Auge gehabt hatte, geboten, dass er ihn schließlich auch bekommen hatte. Und schon da waren ihm diese kalten blauen Augen aufgefallen.

Albert nahm all seinen Mut zusammen. Er streckte die Hand quer über den Tisch aus und sagte: »'n Abend. Ich bin Albert Lintermann. Wir haben uns ja kürzlich erst gesehen.«

Der Fremde nickte ihm zu, ohne seine Hand zu ergreifen, und erwiderte knapp: »Johann Meller. Hab schon von dir gehört, ich wüsste aber nicht, dass wir uns schon gesehen hätten.«

Albert, dem auf der Zunge lag zu fragen, ob sie wohl schon zusammen im Sandkasten gegessen hätten, wollte gerade widersprechen, aber in diesem Moment trat Maria mit seinem Bier an den Tisch und stellte ihm das Glas hin.

»Hättest ihm wohl besser eine Schnabeltasche gebracht«, sagte Meller zu ihr. Albert spürte, wie ihm das Blut ins Gesicht schoss, aber da legte der Mann ihm schon die Hand auf den Unterarm und sagte scheinheilig: »Nichts für ungut! War nur ein Scherz!«

»Und ein schlechter dazu, Herr Meller«, warf der Lehrer ein, der den kleinen Wortwechsel verfolgt hatte.

»Ja, ich bitte um Entschuldigung«, sagte Meller und lächelte Albert an, doch in seinem Blick lag etwas Falsches, was Albert nicht genau benennen konnte. Er wusste nur, dass es ihm unangenehm war.

Um jedoch den anderen nicht die Stimmung zu verderben, beschloss er, nichts zu sagen. Wenn Meller nicht über den Pfer-

dehandel reden wollte, dann war es ihm auch recht. Er nickte großmütig und sagte nur: »Ich glaube, ich habe von Ihnen auch gehört. Sie sind der Bauer von Gut Hahn.«

Der Mann lächelte schmallippig. »Bauer trifft es nicht ganz. Ich fände die Bezeichnung Gutsherr angebrachter.«

Die anderen Männer lachten ein wenig verlegen, aber Albert ließ sich nicht aus der Ruhe bringen. »Ja, sicher, Gutsherr«, sagte er freundlich.

»Ob Bauer oder Gutsherr tut doch nichts zur Sache«, warf Brettschneider ein. »Letztendlich machen wir alle das Gleiche. Ich hab übrigens gehört, dass der Amtsveterinär heute auf Gut Hahn war. Bei euch ist doch nicht etwa die Maul- und Klauenseuche ausgebrochen?«

Erstaunt sah Albert, wie Meller puterrot anlief. »Kümmere dich um deinen eigenen Mist, da hast du genug zu tun!«, herrschte er den alten Bauern an. »Dass ihr hier immer die Nase in die Angelegenheiten anderer Leute stecken müsst. Selbst wenn es so wäre, das erfahrt ihr noch früh genug!«

»Na, na«, sagte der Pastor besänftigend. »Ihr müsst euch ja nicht gleich an die Gurgel gehen. Wenn du wirklich die Seuche im Stall hast, muss das doch sowieso bekannt gegeben werden, schon um die anderen zu schützen. Und es ist nichts Ehrenrühriges, es kann ja jeden treffen.«

Alle sahen Meller erwartungsvoll an. »War nur ein Verdachtsfall«, murmelte er widerstrebend. »Da kommt nichts nach.«

Na, wenn das mal stimmt, dachte Albert, sagte aber nichts. Der Pastor hatte ja recht. Es stand in der Zeitung, wenn irgendwo ein Fall von Maul- und Klauenseuche auftrat, und der Stall wurde sofort dichtgemacht.

»In Versailles in Frankreich wird ja jetzt der Friedensvertrag verhandelt«, warf Lehrer Faßbender ein. Sein Themenwechsel hatte Erfolg. Sofort erhitzten sich die Gemüter.

»Ja«, sagte Fritz Brettschneider, »man hört nichts Gutes. Bis jetzt haben sie alles abgelehnt, was wir haben wollten.«

»Ich versteh das nicht«, sagte der lange Döres. »Die tun gerade so, als ob wir schuld am Krieg wären.«

»Ja, sind wir das nicht?«, fragte Albert. »Wir haben ihn doch mit vom Zaun gebrochen, als wir Österreich unsere bedingungslose Unterstützung zugesagt haben.«

Meller zog die Augenbrauen hoch. »Was bist du denn für einer?«, sagte er verächtlich. »Unterstützt du etwa die Sozis? Wir hätten den Krieg ohne Weiteres gewonnen, wenn uns diese vaterlandslosen Gesellen nicht in den Rücken gefallen wären. Du müsstest doch am besten wissen, dass das deutsche Heer im Feld ungeschlagen war.« Schon wieder das Du, das aus seinem Mund so verächtlich klang wie seine Worte.

Albert atmete einmal tief durch. »Das habe ich anders erlebt. Ich habe an der Westfront gekämpft. Und du?«

»Liebe Kinder!« Der Pastor hob beschwichtigend die Hände. »Lasst uns heute Abend nicht mehr über Krieg und Politik reden. Seien wir froh, dass wieder Frieden ist. Wir haben doch hier viel größere Probleme. Mir macht diese Spanische Grippe viel mehr Sorgen. Man liest und hört ja schlimme Sachen darüber. Das ist eine Seuche, so schrecklich wie die Pest im Mittelalter!«

Auch dazu hatte Meller eine Meinung. »Ach was«, sagte er. »Das betrifft uns hier doch gar nicht. Das ist eine Krankheit, die auf dem Land nicht vorkommt, nur in den Städten.«

»Nun ja«, warf der Lehrer ein. »Es heißt ja, Gertrud Felten sei daran gestorben. Die Krankheit kommt schon durchaus auch auf dem Land vor. Wir haben einfach nur Glück, dass sich sonst keiner angesteckt hat.«

»Das mag sein, aber die alte Felten war auf jeden Fall in der Stadt, und wenn sie es hatte, hat sie sich das dort eingefangen.« Meller hatte auf alles eine Antwort.